

Hans-Georg Klemm

Beethoven Wagner Mahler

Genial und hochsensibel



primus U verlag

Der Grund der Freundschaft heischt die größte Ähnlichkeit
der Seelen und Herzen der Menschen.
(Ludwig van Beethoven)

Hans-Georg Klemm

Beethoven, Wagner, Mahler

Genial und hochsensibel

Impressum

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

© 2012 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
1. Auflage 2012

Umschlaggestaltung: Peter Lohse, Heppenheim
Umschlagabbildungen: Beethoven, Wagner, Mahler – alle akg-images
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de
ISBN 978-3-534-25056-1

Die Buchhandelsausgabe erscheint beim Primus Verlag.
Einbandgestaltung: Jutta Schneider, Frankfurt a. M.
Einbandabbildungen: Fotografie von Gustav Mahler, © akg/De Agostini Pict. Lib.;
Lithographie von Ludwig van Beethoven nach einer Zeichnung von August von Kloeber,
© akg-images; Stahlstich Richard Wagners von Veit Froer; © akg-images
ISBN 978-3-86312-334-5
www.primusverlag.de

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:

eBook (PDF): 978-3-534-72867-1 (für Mitglieder der WBG)
eBook (epub): 978-3-534-72868-8 (für Mitglieder der WBG)
eBook (PDF): 978-3-86312-857-9 (Buchhandel)
eBook (epub): 978-3-86312-858-6 (Buchhandel)

*Meinen lieben Eltern
in tiefer Dankbarkeit
gewidmet*

Menü

[Buch lesen](#)

[Innentitel](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Informationen zum Buch](#)

[Informationen zum Autor](#)

[Impressum](#)

Prolog

Aus der weiten Ferne nähern sich uns die vier Gestalten. Jenseits des Flusses haben sie die waldigen Hügel, deren Konturen im Nebel verschwimmen, bereits hinter sich gelassen.

Sonderbar, *wie* sie sich nähern. Höchst sonderbar. Als ob sie sich nicht recht trauen, als würden sie zögern. Nur der Vordere scheint es ein wenig eiliger zu haben. Wenn er nicht *sehr* klein ist, müssen die hinter ihm *Riesen* sein! So sehr überragen sie ihn, so viel länger scheinen ihre Schritte, ihre Schatten ...

Müsste man sie eigentlich nicht auch schon kommen hören? Denn die Vögel zwitschern, ein Bach plätschert, leise rauschen die Bäume. Klar und deutlich stehen Sträucher und Blumen am Wegesrand, liegt der Tau auf den Wiesen. Sie selbst jedoch hüllt noch immer Nebel ein; als hätten sie ihn mitgebracht von dort. Täuscht es, oder krabbelt der Zwerg auf allen Vieren vorweg? Es hat beinahe den Anschein – noch sind sie zu weit entfernt, doch sehr bald schon werden wir Gewissheit haben ...

Nein. Es sind keine Riesen. Ganz im Gegenteil: Recht klein sind sie, die drei Männer! Und jetzt endlich treten sie aus dem Dunst heraus, um gleich wieder innezuhalten. Der in der Mitte bringt einen Hund zum Stehen, während der Rechte noch immer an seinem Ärmel zupft und etwas höchst Bedeutendes zu sagen scheint. Dann schweigt er plötzlich, legt einen Finger auf die Lippen, deutet stumm mit einem Arm nach oben, stampft mit einem Fuß auf. Fast gleichzeitig heben sich die Köpfe, um gemeinsam

lieblichem Gesang zu lauschen. Es ist eine Amsel, die ihnen ihr Lied von einer hohen Tanne herab singt. Merkwürdig: Auf einmal hält jeder ein Büchlein in Händen und kritzelt versonnen, ganz für sich, hinein. Als ob sie ihn verstehen, den Vogel. Und sie lächeln, voller Verzückung, eine ganze Weile ... Zeit, sie näher zu betrachten.

Sonderbar, wie sie aussehen. Zu warm gekleidet sind sie. So kalt ist es nun wirklich nicht. Der Linke trägt einen blauen Frack, aus dem ein buntes Schnupftuch herauslugt, die ungeknöpften Messingknöpfe blinken in der Morgensonne. Eine Doppellorgnette hängt lose herab, die langen Zipfel eines weißen Halstuches sind um den breit umgeschlagenen Hemdkragen geknotet. Auf seinem Kopf sitzt ein Filzhut, der seinem Namen alle Ehre macht und sicher gerne einmal ausgebürstet worden wäre. Ähnlich stark gewölbt wie die Stirn, aus der er zurückgeschoben worden ist, stößt er an den abgeschabten, wild in die Höhe ragenden Rockkragen. Langes, graues Haar steht wirr zu beiden Seiten.

Den mächtigen Kopf samt Samtmütze schüttelnd betrachtet auch der Mittlere ihn, vermutlich verwundert, ob des derart vernachlässigten Äußeren. Nachdenklich lässt er einen Finger über seine Adlernase bis zum weit vorspringenden Kinn gleiten und blickt bald befriedigt an sich selbst hinunter. Seine rosa Stiefeletten scheinen aus feinstem Leder, die hellblauen Beinkleider, der dunkelblaue Gehrock aus Seide wie auch das gerüschte Hemd in Gelb. Einen pelzverbrämten Radmantel lässt er um die Schultern wirbeln. Ist wohl doch zu warm geworden jetzt.

Riecht *er* so gut und stark? Die blasse Nase im länglichen Gesicht verzieht jedenfalls sein Nachbar zur Rechten, den der Bunte nun einer ähnlich kritischen Begutachtung unterzieht. Sein grauer Anzug ist wohl eher rustikal zu nennen; immerhin trägt er ein weißes Hemd mit Weste und Fliege darüber. Aber diese weiße Kappe mit Augenschirm dazu. Dieser Zwicker. Diese schlichten

Straßenschuhe ... Und warum stampft er dauernd mit dem Fuß auf wie ein tanzender Eber?

Doch die Musterung ist vorbei und nun kommen die Vier – bei dem Hund handelt es sich übrigens beim näheren Hinsehen um einen riesigen Neufundländer – direkt auf uns zu. Wild gestikuliert der Filzhut mit den Armen, um die der Wind die Rockflügel wehen lässt, und auch die grauen Haare fliegen zusammen mit den Halstuchzipfeln. Dabei spricht er so laut zu dem Seidenen, dass sich dessen Gesicht in sanftem Schmerz verzieht; zumal der Westenträger, auch er hat sein Jackett abgelegt und an einer Schnur über die Schulter gehängt, aufgeregt plaudernd an seiner freien Hand zieht. Nicht nur, weil er eher stolpert als geht: Wir sollten besser beiseitetreten, die Drei scheinen es nun doch sehr eilig zu haben, sie stürmen an uns vorbei, als hätten sie plötzlich starken Rückenwind, Köpfe und Kinne stechen wie Rammsporne nach vorne. Weit lässt der trabende Hund die Zunge heraushängen. Er kann seinen dicken Pelz nicht ablegen, der Arme.

„Wo is es denn nu, dein Barradieß uff Ärdn, Gustav?“, hören wir den Seidenen sächseln. Darauf ist ganz offensichtlich ooch der mit dem wirren grauen Haar gespannt, denn er zückt ein Hörrohr aus einer Fracktasche und legt es ans Ohr. Obwohl er es doch schon so lange nicht mehr braucht. Er kann die Antwort auch so verstehen. Wir müssen uns noch ein wenig gedulden. Genauer gesagt: bis zum Ende.

*Ich möchte mich am liebsten gar nicht
mehr in die Welt begeben, denn jede Hoffnung,
ein Verständnis zu finden, ist irrig und eitel.*

(Gustav Mahler an seine Freundin Natalie Bauer-Lechner)

Das Schicksal hat Dich an einen

*der seltsamsten Menschen gebracht.
Täglich mache ich die Erfahrung mehr,
wie wenig ich eigentlich begriffen werde,
wie allein und verlassen ich stehe! Welch
Wunder, dass du sehr darunter zu leiden hast.
(Richard Wagner zu seiner Frau Minna)*

*O ihr Menschen,
die ihr mich für feindselig, störrisch
oder misanthropisch haltet [...],
wie Unrecht tut ihr mir!
Ihr wisst nicht die geheime Ursache von dem [...]
(Ludwig van Beethoven, „Heiligenstädter Testament“)*

Inhaltsverzeichnis

Prolog

Vorwort

In Kellern, auf Dachböden und an Totenbetten: Kindheit
und Jugend
Väter und Mütter
Traumwelten
Sterben

Flüstern, dass die Fenster klirren, und Scherben auf der
Straße: Empfindlichkeit
Die Odyssee des Ludwig van Beethoven
Eine Jungfrau am Spinett
Das Gehämmer des Blechschmieds
In Samt und Seide

Im stillen Haus: Naturliebe
Beethovens einzige Vertraute
Pan und die Stimme der Natur
Bergeinsamkeit
Peps, Papo & Co

Unsterbliche Fliegen und verbundene Zweige: Mitleiden
Zum Besten der Armen
Ein frommer Mönch und die Tränen der Menschen
Kalte Füße und fliegende Mützen

Die Entgiftung des Lebens: Humor

„Ludwig van Beethoven, Hirnbesitzer“
Gustav Mahler, Geheimrad
Richard Wagner, Oberkirchenrat
Ein Hausierer namens Beethoven
Struwwelpeter

Wenn Tenöre zweimal klopfen und lila Lippen plappern ...:

Stimmungen
„Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt“
Zum Sprung bereit
„Keine üble Gesellschaft“
Der garstige Richard

Mein Engel - Meine Seele - Mein Annerl: Lieben
Beethovens unsterbliche Geliebte
„Mit List, Charme und Frankenwein“
„ ... die Nacht im Traume durchgeweinet“

Dem Jenseits zu nahe: Todesgedanken
„Nur sie ... hielt mich zurück“
Geister und Gesichte
Unter Kränzen und Blumen

Das Geheimnis eines Wesens

Nachwort

Epilog

Anmerkungen

Danksagung

Literaturverzeichnis

Register

Vorwort

Die Geliebte schien mit ihnen zu leiden, als das Ende kam.

Denn ein gewaltiger Schneesturm wütete über dem Schwarzspanierhaus in Wien, wo ein Schwerkranker den Tod herbeisehnte; bei einem Blitz, der das Sterbezimmer hell erleuchtete, soll Ludwig van Beethoven zum letzten Mal die Augen geöffnet haben. Ein nächtlicher Orkan tobte um das Sanatorium Loew, mischte sich zischend und heulend in das Röcheln eines Sterbenden, das nach qualvollen Stunden um Mitternacht endlich verstummte, während er noch am nächsten Tag weitertobte, da man Gustav Mahler in unaufhörlichem Regen zu Grabe trug. – Er ging auch in den Canal Grande nieder, als ein Herzkranker auf sein Sofa sank, und ein Sturm zog in der Nacht darauf zum Palazzo Vendramin, hinter dessen Mauern Cosima Wagner noch immer die kalte Hand ihres Mannes hielt.

Die Natur war den drei Männern eine treue Gefährtin gewesen; und auch auf dem Totenbett wich sie nicht von ihrer Seite. Sie hatte sie durch Leben begleitet, die so atemberaubend, so triumphal – und zugleich so voller Tragik und Leid waren.

Auch wenn Beethoven und Mahler viele Jahre in derselben Stadt, in Wien, lebten, konnten sie sich doch nie begegnen. Über dreißig Jahre, nachdem Zehntausende von Menschen den vielleicht größten Sinfoniker aller Zeiten beerdigt hatten, wurde Mahler geboren, um in die scheinbar übergroßen Fußstapfen des „Titanen“ zu treten. Schon früh wurde er mit ihm verglichen, den er selbst zu

den größten Genies der Neuzeit zählte¹ - neben Richard Wagner. Ihn konnte er immerhin einmal bewundernd aus der Ferne betrachten: bei der Ur-Aufführung des „Parsifal“ in Bayreuth, ein halbes Jahr vor dem Tod seines Schöpfers, den er wie ein Kind beweinte.

Beethoven - Wagner - Mahler: Diese drei Komponisten gelten heute nicht wenigen als „Meister, welche berghoch über allen andern stehen“². Über ihr Werk lässt sich womöglich derart urteilen. Doch die Menschen dahinter waren - übrigens allesamt von überraschend kleiner Körpergröße³ - ganz anders, als man denken würde; und sie ähnelten einander ungemein. Wenn auch nicht äußerlich.

Ein Jammer, dass sich die Drei im Leben nie begegnen konnten. Sie hätten so viel zu erzählen, so viele Gemeinsamkeiten zu entdecken gehabt. Angefangen bei ihrer ereignisreichen, oftmals dramatischen Kindheit ...

In Kellern, auf Dachböden und an Totenbetten

*Gott! Welch' Dunkel hier!
O grauenvolle Stille!
Öd' ist es um mich her;
nichts lebet außer mir.*
(Beethoven, Fidelio
op. 72)

Väter und Mütter

Eines muss man Johann van Beethoven und Bernhard Mahler zugutehalten: Sie haben die kindliche Hochbegabung schon sehr früh erkannt und gefördert. Ihre Söhne werden ihnen das nie vergessen haben – ganz sicher aber auch die vielen Schläge nicht, von denen als Erziehungsmittel beide reichlich Gebrauch machten. Von Johann weiß man, dass er den fünfjährigen Ludwig zum Üben auf ein Bänkchen vor das Klavier prügelte und auch in den Keller einsperrte, wenn sein Schüler nicht folgsam war. Ähnlich brutal soll Bernhard, „ein Trieb- und Sinnenmensch“, gewesen sein, worunter nicht nur die Kinder, sondern auch die „sanfte“, herzkrankte Ehefrau Marie „unsäglich“ zu leiden hatten. „Sie passten so wenig zueinander wie Feuer und Wasser“, sagte Gustav Mahler über seine Eltern. „Er war der Starrsinn, sie die Sanftmut selbst.“ Die Mutter habe den Vater nicht geliebt, vor der Hochzeit kaum gekannt und hätte lieber einen anderen

geheiratet, „dem ihre Neigung gehörte“. Schlechte Voraussetzungen für eine glückliche Ehe, zumal Bernhard – gelinde ausgedrückt – kein idealer Familienvater gewesen sein soll.

Auch Ludwig Geyer, der Stiefvater Richard Wagners, entdeckte das musikalische Talent des Sohnes, als dieser gerade einmal acht war. Doch fördern konnte er es nicht mehr ... Dabei wäre es Richard unter seinen Händen sicher besser ergangen als Ludwig vor und Gustav nach ihm, denn der Hofschauspieler Geyer soll ihm mit Liebe und Geduld begegnet sein. Johanna Rosine jedoch, die wegen eines Kopfleidens stets eine Haube trug und daher bei Richard nicht „den Eindruck einer jugendlichen und anmutigen Mutter“ hinterließ, brachte ihrem Kind ungleich weniger entgegen. Ihre Liebe schien sich im Wesentlichen auf das Nesthäkchen der Familie zu konzentrieren, Wagners Halbschwester Cäcilie. Wie er in seiner Autobiographie „Mein Leben“ schrieb, konnte Wagner sich nicht erinnern, von ihr je „geliebte“ worden zu sein, zumal „überhaupt zärtliche Liebkosungen“ in seiner Familie „nicht stattfanden“. Unvergesslich blieb ihm daher ein Erlebnis, das Mutterliebe zumindest erahnen lässt: Er erinnerte sich daran, wie er eines Abends zu Bett gebracht wurde und „die Augen weinerlich nach ihr aufschlug“, worauf die Mutter „mit Wohlgefallen“ auf ihn blickte und einem Anwesenden gegenüber „sich mit einer gewissen Zärtlichkeit“ über ihn äußerte. So ein Gefühlsausbruch bleibt als „Epoche machend“, wie es wörtlich heißt, in der Erinnerung eines Kindes ... Dennoch liebte Richard sie sein Leben lang über alles.

Auch wenn dem Jungen die mütterliche Zärtlichkeit gefehlt hatte: Unter lautstarken Streitigkeiten zwischen den Eheleuten musste er nicht leiden; da hatten Ludwig und Gustav weniger Glück. Denn äußerst gegensätzlich waren ihre Eltern, die Ehen ähnlich zerrüttet, die Mütter gleichermaßen unglücklich und verzweifelt. Doch beide

duldeten still und litten. Und wurden vielleicht auch deswegen von ihren Söhnen so geliebt.

Eine hübsche, schlanke Frau soll Maria Magdalena van Beethoven gewesen sein. An der Seite des Trinkers Johann wurde sie, die man ohnehin nie lachen sah, zusehends schwermütig, um schließlich als „stille, leidende Frau“ in Erinnerung zu bleiben. Ist es das eigene Leid, das es ihr verwehrte, die starken Gefühle ihres Sohnes zu erwidern, seinen Schrei nach Liebe zu erhören? Denn die Misshandlungen des Jungen durch den Vater, die selbst die Nachbarschaft mitbekam, können ihr unmöglich verborgen geblieben sein. Auch der schmutzige, geradezu verwahrloste Eindruck, den das Äußere des Jungen auf die Mitmenschen machte, spricht nicht gerade für Maria Magdalenas Fürsorge. Eine einzige Geschichte ist überliefert, in der ihre Liebe subtil zum Ausdruck kommt: Auf einer Mutter-Kind-Reise nach Holland soll Maria Magdalena die Füße des Elfjährigen in ihrem Schoß gehalten haben, um sie vor Frost zu schützen. Immerhin. Dennoch sprach auch Beethoven später stets mit Liebe und Achtung über sie, bezeichnete die Mutter als „beste Freundin“ und „herzensgute Frau“. Selbst über den Vater verlor er ein Leben lang keine schlechten Worte.

Die Beziehung Gustav Mahlers zu seinen Eltern ist durchaus ähnlich. Nie ein Wort der Zuneigung soll er über seinen Vater gesagt haben, der Mutter Marie hingegen brachte er eine Liebe entgegen, die einer Fixierung gleichkam und – im Gegensatz zu Beethoven und Wagner – nicht unerwidert blieb. Bezeichnenderweise wollte er seine spätere Ehefrau, die bekanntlich Alma hieß, zunächst nach ihrem zweiten Namen Maria anreden.

Traumwelten

Während Richard Wagner lebhaften Umgang mit Gleichaltrigen gepflegt haben soll, flüchteten Beethoven und Mahler aus einer grausamen Welt oftmals in die Einsamkeit.

Ludwig galt als „in sich gekehrt und ernsthaft“, zur Verslossenheit neigend habe er sich seiner „brütenden Phantasie“ überlassen. An einem Fenster sah man den Jungen sitzen, wie er den Kopf in beide Hände legte und lange auf einen fernen Fleck zu starren schien. Oder er schloss sich auf dem Dachboden ein, wo ein Fernrohr auf ihn wartete. Damit schaute er dreißig Kilometer weit, über den Rhein hinweg, wo die anderen Kinder spielten; ließ seine einsamen Blicke und Gedanken bis hin zum Siebengebirge schweifen. Er suchte und fand Zufluchtsorte: den einsamen Dachboden, die Natur – und seine Musik. Sie stand im Mittelpunkt seiner Traumwelt, in ihr fand er Erfüllung und Glück.

Gustav Mahler war kindlichen Spielen grundsätzlich nicht abgeneigt, wie sein Jugendfreund Theodor Fischer berichtete. Er schloss sich nicht aus, wenn „Räuber und Soldat“ oder „Spalschker“ (ein mittels einer Peitsche angetriebener Holzpflock) gespielt wurden. Doch er scheint ähnlich empfunden zu haben wie der junge Beethoven. Ein bedeutsames, vielsagendes Ereignis: Als die Familie eines Tages den Großeltern einen Besuch abstattete, war der vierjährige Gustav plötzlich spurlos verschwunden. Nach langer Suche erst fand man ihn: auf dem Dachboden, an einem alten Klavier sitzend und klimpernd – der Moment, in dem für Bernhard Mahler feststand: Sein Sohn muss Musiker werden. Die ungeheure Begabung war ihm nicht entgangen, auf die Sensibilität, untrennbar verbunden mit ihr, nahm er leider keine Rücksicht. Denn auch vor den Schlägen des Vaters suchte Gustav Schutz in seiner Traumwelt: „Es setzte nicht nur Worte, aber, was immer mit ihm geschah, der Kleine träumte“, wusste Alma zu berichten. „Von allem andern sah er nicht viel. Träumend

ging er durch Haus und Felder, träumend zog er durch Familie und Kinderjahre.“ Diese Versunkenheit überstieg ganz offensichtlich das „normale“ Maß an kindlicher Verträumtheit erheblich, gab Anlass zu Besorgnis, vor allem immer wieder zu väterlichem Zorn. Denn der Sohn soll oftmals so abwesend gewirkt haben, dass er richtiggehend geschüttelt werden musste, um sich dem Alltag wieder zuzuwenden. Gustav empfand es als Qual, beständig ermahnt und bedroht zu werden. Im Gegensatz zu Beethoven beschönigte er später nichts und klagte der engen Freundin Natalie Bauer-Lechner als Erwachsener sein frühes Leid: „Was ich damit geplagt wurde, machst Du Dir keine Vorstellung. Und ich fühlte mich natürlich sehr schuldig über meine Versunkenheit, und spät erst ist mir eingefallen, was Eltern und Große an einem Kind darin sündigen, welches zu seiner geistigen Entwicklung offenbar dies nach Innengekehrtsein allernötigst braucht.“

Als „komisches Beispiel“ seines „verträumten Stillsitzens“ sei ihm später erzählt worden, dass er als kleiner Junge nach stundenlangem Suchen in einem leeren Schweinestall gefunden wurde, in den er „weiß Gott wie“ geraten war. Obwohl Gustav die Tür nicht öffnen konnte, blieb er ruhig und ohne zu schreien dort sitzen. Bis zu seiner zufälligen Rettung. „Hier bin ich“, soll er vergnügt gerufen haben, während man draußen verzweifelt nach ihm rief.

Eine ähnliche, durch Alma überlieferte Episode aus Mahlers Kindheit ist ebenso charakteristisch für den Jungen: Der Vater nahm den kleinen Gustav mit in den Wald. Unterwegs fiel ihm ein, dass er daheim noch etwas zu erledigen hatte. Also befahl er seinem Sohn, sich auf einen Baumstrunk zu setzen und auf ihn zu warten. Die Ablenkung zu Hause jedoch war groß, nach vielen Stunden erst erinnerte man sich des vermissten Jungen. Es dämmerte bereits, als Bernhard wieder in den Wald eilte, und „wie er es verlassen, das Kind unbeweglich noch

immer auf dem Baumstrunk“ sitzend fand, „die ruhig-
versonnenen Augen ohne Angst und Verwunderung“. Immer sei Gustav Mahler dieses Kind geblieben, meinte Alma, niemals sei die „vereinsamte Traumwolke“ ganz von ihm gewichen. Sie umgab ihn vor allem dann, wenn er sich in seine Bücher vertiefen konnte.

Während Beethoven sich mit dem Dachboden begnügte, so wollte der kleine Gustav noch höher hinauf, um beim Lesen ungestört zu sein. Er kletterte eines Tages aus der Dachluke des elterlichen Hauses aufs Dach und verbrachte dort Stunde um Stunde. Wieder wurde nach ihm gefahndet, bis man ihn vom gegenüberliegenden Haus aus entdeckte. Zitternd vor Angst und Wut stand Bernhard bald darauf auf dem Dachboden und wagte es nicht, das Kind anzurufen, das vor Schreck hätte hinunterstürzen können. Nach einer Stunde verließ Gustav selbst sein Asyl und wurde von einer fürchterlichen Tracht Prügel empfangen. Die Sorge des Vaters um das Wohl seines Sohnes war gewiss groß gewesen, die Angst vor dem Verlust – denn es wäre nicht der erste gewesen.

Sterben

Unter einer zerrütteten Ehe und mangelnder Mutterliebe hatten und haben viele Kinder zu leiden. Dass das Schicksal schon in frühen Jahren so grausam zuschlägt, wie es bei Beethoven, Mahler und Wagner der Fall war, bleibt jedoch glücklicherweise den meisten erspart. Denn die Häufung der Todesfälle in ihren Familien ist beängstigend, ja geradezu unheimlich.

Ungeheuer hoch war die Kindersterblichkeit Ende des 18. Jahrhunderts. Sieben Nachkommen gebar Maria Magdalena van Beethoven – Ludwig war einer von drei Söhnen, die am Leben blieben und heranwachsen konnten, trotz einer Pockenerkrankung, deren Narben ihn fortan

daran erinnern sollten, wie knapp er dem Tod entronnen war. Mit drei Jahren verlor er den Großvater, mit sechzehn die Mutter. Aus Wien, wo er gerade angekommen war, um von Mozart unterrichtet zu werden, wurde er in seine Heimatstadt zurückbeordert. Drei Monate lang sollte er das Sterben der an Tuberkulose Erkrankten miterleben. Sein acht Wochen nach ihrem Tod geschriebener Brief an Josef von Schaden lässt den tiefen Schmerz über den Verlust nur noch erahnen: „Ich muss Ihnen bekennen: dass, seitdem ich von Augsburg hinweg bin, meine Freude und mit ihr meine Gesundheit begann aufzuhören; je näher ich meiner Vaterstadt kam, je mehr Briefe erhielt ich von meinem Vater, geschwinder zu reisen als gewöhnlich, da meine Mutter nicht in günstigen Gesundheitszuständen wär. Ich eilte also, so sehr ich vermochte, da ich doch selbst unpässlich wurde: das Verlangen meine kranke Mutter noch einmal sehen zu können, setzte alle Hindernisse bei mir hinweg, und half mir die größten Beschwerneisse überwinden. Ich traf meine Mutter noch an, aber in den elendesten Gesundheitsumständen; sie hatte die Schwindsucht und starb ... nach vielen überstandenen Schmerzen und Leiden ...“ Nur wenig später folgte ihr Ludwigs kleine Schwester Maria, die er hatte beschützen wollen, wie den Vater, dessen Tod ihn 1792 zum Vollwaisen machte.

Zwei Unglücke vernichtenden Ausmaßes überschatteten darüber hinaus die frühen Jahre Beethovens, ließen ihn die blanke Todesangst der Menschen spüren: Mit sechs Jahren erlebte er den Bonner Stadtbrand, mit dreizehn den so genannten „Eisgang“, eine furchtbare Überschwemmungskatastrophe, ausgelöst durch den über seine Ufer tretenden Rhein.

Auch wenn die hygienischen Umstände fast hundert Jahre später besser waren und die Medizin deutliche Fortschritte gemacht hatte: Infektionskrankheiten wüteten noch immer verheerend unter kleinen Kindern, die